

# Die Frauen der Deutschen zur Römerzeit.

Von H. W. Freiherr v. Dittfurth.

Wenn wir unserer deutschen Vorfahren zur Zeit gedenken, als sie mit den Römern in Berührung kamen, so drängt sich uns leicht ein Bild vor, welches den Anforderungen der Kultur nur höchst dürftig zu entsprechen vermag. So sind uns in vielfachen Abbildungen ihre Gestalten halb nackt und halb in rohe Häuten gehüllt, Hüfte mit mächtigen Büffelhörnern über Haupt und Rücken und gemaltete Eisenketten in der Hand vorgeführt, und wird auch ihr edler Freiheitsinn und hoher kriegerischer Geist, ihre Vaterlandsliebe wie ihr Todesmuth sehr gerühmt, so ist dagegen auch ihrer Trunkucht und Spielwuth erwähnt, die eben kein glänzendes Zeugniß höherer Gesittung für sie abzuleiten scheinen.

Die nähere Betrachtung gibt jedoch einen viel günstigeren Eindruck von ihrer Kultur und löst uns durch viele edle, schöne Züge für die immerhin starken Mängel höherer Bildung wieder aus. Durch eigene Schriftquellen unserer Vorfahren jener Tage kann dies freilich nicht geschehen; sie hatten zwar eine Art Schrift, „Runen“, d. h. Geheime, Räthsel genannt; diese bestand aber nur aus leuchtenden Buchstaben geschnittener Steine, die von Eingeweihten zu mühsamer unvollständiger Kunde gegeben und Mittheilung benutzt werden konnten, wie denn Ammianus Marcellinus erzählt, daß ein Mann, Namens Hortar, welcher im römischen Heere diente, seinen Landsleuten Vorkämpfer mittelst der Runen zugesandt habe. Bei der Dürftigkeit und Unvollständigkeit solcher Schriftzeichen haben sich natürlich umfangreichere Mittheilungen bis auf unsere Zeit nicht erhalten können; wir sind demnach ganz auf römische Quellen angewiesen, die uns jedoch in ihren schriftlichen Zeugnissen so viel Anhaltspunkte geben, daß sich immerhin ein Bild der alten Germanen entwerfen läßt.

Die hier wichtigste Quelle ist der römische Schriftsteller Tacitus (geb. 54 n. Chr., gest. um 117 n. Chr.), der in seinem historisch-kritischen Werke: „Von dem Lande, den Sitten und Völkern Germaniens“ — trauend und zürend über die gänzlich entartete, sittenlose Römerwelt seiner Tage, dieser absichtlich die sittliche Reinheit, Freiheitsliebe und Tapferkeit der Germanen gegenüberstellt. Sollte manches diesem Zwecke gemäß auch ausgeschmückt sein, so dürfen wir doch die Wahrheit der Hauptzüge nach ungeschmälert annehmen, da auch andere römische Schriftsteller dasselbe über unsere Vorfahren berichten.

Man sollte wohl meinen, daß höhere Kultur eines Volkes ungleich größere Achtung der Frauen im Gesetze habe. Das ist aber nicht immer der Fall, denn Griechen wie Römer geben uns darin ein genügendes Beispiel, denn bei ihnen war die Verehrung der Frauen durchaus keine hervorragende Tugend. Das eigentümlichste Wesen der Frauen, worin eben der weibliche Charakter besteht, den edle Weiblichkeit nicht bloß momentan, sondern andauernd auf männliche Herzen ausübt, scheint bei jenen alten Kulturvölkern wenig Macht erlangt zu haben, oder es war ihren Frauen nicht in dem Maße verliehen, um jene Wirkung hervorzubringen.

Zu den alten Völkern nun, die jene Verehrung der Frauen ganz besonders auszeichnet, gehören vor Allen unsere deutschen Vorfahren. Es steht dies nothwendig jenseitige Gewalt und edle Weiblichkeit voraus, denen sich der sonst so unbesungene Freiheitsinn und ungebändigte kriegerische Geist des Mannes willig unterwarf, so für Beide, sowohl Frau als Mann, das ehrendste Zeugniß ablegend.

Selbst aber auch, wenn dieser Frauenkultus der alten Deutschen nur die Folge reiner, unverbörner, natürlicher Gefühl war für Alles, was recht, edel und gut ist, so bleibt es eine Gesittungseigenheit, die unsere Vorfahren auszeichnet, besonders den so viel höher kultivirten Römern gegenüber, daß weibliche Geschlecht sich seiner besonderen Achtung zu erfreuen hatte, und die über diese bessere Sitte der Deutschen nicht wenig erkaunten. Frauen wir nun, worin dies Wesen bestand, welches den deutschen Frauen so allgemeine hohe Achtung der Römer erwarb, und die vernünftigen, anspruchsvollen Römer mit Bewunderung erfüllte, so lautet die Antwort einfach: Sie waren schön und häßlich; noch mehr als dies, sie waren gut — das sind die ewig wirksamen Zauberkräfte Muths, deren Berührung auch dem härtesten Felsenherzen den lebendigen Quell der Liebe wie Verehrung zu entlocken vermag.

Schönheit ist ausschließlich Gabe der Natur; alle Kunst der Welt vermag sie nicht zu geben, wo sie nicht ist; die Kunst kann nur Entstellungen, widrige Züge, unpassende Umgebungen entfernen und so die natürliche Schönheit in vortheilhafterem Licht stellen, mehr aber nie. Die Schönheit ist dabei auch kein ausschließliches Eigenthum der Natur, eines gebildeten Standes, sondern kommt mehr oder weniger unter allen Himmelsstrichen und Völkern unseres Erdtheils, in allen Schichten der Gesellschaft vor.

Geistliches Ebenmaß der Glieder, mäßige Schlankheit des Wuchses, so

den reiches Haar, seelenvolles Auge, frische Rosenfarbe der Wangen sind ja heute noch den meisten unserer deutschen Frauen verliehen, trotzdem sie von einfacher Natur weitab erzogen werden. Um wie viel mehr traf dies Alles in der Vorzeit zu, wo eine für diese Schönheit viel günstiger Naturerziehung stattfand, in deren Gefolge Gesundheit, Heiterkeit, Gewandtheit, Kraft und Geschicklichkeit zu allen häuslichen Beschäftigungen standen. Ganz besonders aber wird noch ihr seelenvolles blaues Auge, sowie ihr reiches goldfarbnes Haar gerühmt, welche letztere Färbung bei ihnen so beliebt war, daß sie, wo diese nicht gehörig hervorsprang, sich einer goldgelben Farbe bedienten, um dies zu bezielen.

Diese Haarfarbe der Deutschen gefiel aber auch den Römern ganz ungemein, und die stolzen Frauen der weltberührenden Römer bequamen sich daher, das goldgelbe Haar künstlich nachzuahmen, und ließen jenes Farbmittel in großer Menge von Deutschland kommen, um ihr schwarzes Haar goldgelb zu färben. Diese Mode, sich zu permanenzieren, muß sehr weit um sich gegriffen und lange Zeit hindurch bestanden haben, denn der Kirchenvater Tertullian im zweiten Jahrhundert macht es sogar den Afrikanerinnen zum Vorwurf, daß sie sich nicht schämten, durch Färben der Haare für Deutsche gehalten zu werden.

Doch nicht bloß bei den römischen Frauen ward dies goldgelbe Haar der Deutschen zur Mode, sondern auch die römischen Männer verbanden diese Farbe zum Schmuck und Zierathe für ihr eigenes, und dies schon zeigt deutlich, wie sehr die deutsche Schönheit anerkannt. Sagt doch unter anderen römischen Schriftstellern der Staatsmann Antonius, Jöhl 7., von einer suevischen Jungfrau Bilula, daß sie ein außerordentliches Schönheit und an Reiz weit die Römerinnen überstiege, und durch ihr deutsches Angesicht, sowie durch ihre römische Sprache bezaubere:

„Sie ist von Augen himmelblau und golden das röthliche Haar, ein Barbarentind hoch über alle Puppen Latiums; wer sie malen will, muß Rosen und Lilien mischen.“

Jener Ausspruch, daß sie durch ihre römische Sprache bezaubere, ist uns um so interessanter, als er zugleich darlegt, wie den damaligen deutschen Jungfrauen keineswegs Vernünftigkeit und Talent gemangelt haben kann, da ohne solche nicht wohl eine so schwere Sprache, wie die römische, erlernt werden konnte.

Doch daß nicht bloß diese körperliche Schönheit Anlaß zur Verehrung von Seiten der deutschen Männer gab, sondern daß noch viel höhere, edlere Vorzüge dazu benoten, berichten uns die römischen Schriftsteller, indem sie die große Seelengüte, Hochherzigkeit, Sittlichkeit und Treue der deutschen Frauen in anerkennendster Art hervorheben.

Noch heutigen Tages werden bei den meisten Völkern des Morgenlandes die Frauen auf's Sorgfältigste bewahrt, abgeschlossen von der Welt, durch besondere Klaven bewacht und behütet, und auch die Römer schon fanden es für rathsam, in dieser Beziehung Wächterinnen aufzustellen. Unsere germanischen Vorfahren dagegen kannten diese Bewachung und Abspernung der Frauenwelt ganz und gar nicht. Streng gehaltene Sittsamkeit war die einzige Hülfen ihrer Ehre, wie die lüthneren kriegerischen Römer besahmt zu ihrem Erlaunen erfahren mußten.

Wer unter den Deutschen die Keuschheit verleiht, sagt Tacitus, „der findet bei diesem Volke keine Gnade, und das ist auch eben nicht zu verwundern, denn es wird bei ihnen nicht über Vaster geschert und Verführung nicht mit dem Namen „Solamerte“ belächelt.“

Das Gesetz dieser Sittsamkeit war so hoch und heilig gehalten, daß ein etwaiger Verstoß dagegen eine Jungfrau für immer von der Würde des weiblichen Hausregiments ausschloß und weder Schönheit noch Reichtum auch den Armeiten verlorde, sie zur Frau zu begehren, und der Fall ehelicher Untreue war so unerhört, daß er den ganzen Gau empörte, während dem betrogenen Ehemanne das Recht der sofortigen härtesten Bestrafung zustand. Vor anwesender Verwandtschaft ward die Beklagte ihres edelsten Schmuckes, des Haupthaars, beraubt und öffentlich aus der Wohnung des Mannes verjagt. In verließ fortan nur noch das traurige Schicksal, verachtet, von Allen gemieden, im elendesten Leben ihre Schuld zu büßen.

War und ist noch jetzt bei vielen, auch gebildeten Völkern die Unsitte herrschend, die Töchter ganz nach Wunsch und Willkür der Eltern zu verheirathen, ohne Rücksichtnahme auf etwaige Wünsche und Stimme des Herzens, so finden wir ganz das Gegenheil bei unseren deutschen Vorfahren. Sie, die Freiheit über Alles liebten und hochhielten, gewährten dieselbe auch ihren Töchtern bei dem wichtigsten Lebensabschnitte — der Verheirathung. Sie erkannten sehr wohl, daß, sollte die eheliche Treue nie gebrochen werden, auch die Wahl des Gatten frei und unangewogen sein müsse. Niemand übten Eltern zwingende Gewalt bei der Verheirathung ihrer Töchter aus; aber wohl fanden sie ihnen mit Rath und That bei, um Uebereilungen, Treue, Trau, Verblendung zu verhüten.

Wird unter diesen Umständen die Verbindung gefeiert, so treffen wir auch dabei wieder einen schönen Zug

altgermanischer Sitte betreffs der Brautgeschenke; denn während bei dieser Gelegenheit wohl bei allen Völkern der Braut mehr oder weniger kostbare, meist aber wichtige und bedeutungslose Geschenke an Schmuck, Pug und dergleichen Land verkehrt werden, verhielt es sich bei den alten Deutschen ganz anders und viel ernsterer Art. Tacitus sagt in dieser Beziehung: „Es waren dazu solche Geschenke nötig, welche das unauslöschliche Band, das Symbol heiliger Geheimnisse, die Gottheit der Ehe angedeuteten.“ Darum gab der Bräutigam seiner zukünftigen Ehefrau in Gegenwart ihrer Verwandten, was er an Hab und Gut besaß: sein Haus, seine Aecker, ein gezäumtes Ross, einen Schild, ein Schwert, eine Lanze, und die Braut reichte als Gegengeschenk eiserne Waffen, die sie als wichtigste Mitgift von den Eltern empfangen hatte.

Dies geschah, wie Tacitus wohl mit Recht meint, aus dem schönen Grunde, daß die jungen Frauen durch die Geschenke erinnert und verpflichtet würden, sich stets als Hausfrauen und Bürgerinnen zu betragen und die erhaltenen Geschenke dereinst unentwehrt wieder ihren Söhnen und durch diese ihren Schwiegersöhnen übergeben zu können. Durch Geschenke, welche in Pug, Schmuck und dergleichen bestanden, würde die Braut zu einer gemeinen Sklavin erniedrigt gefühlt haben, die man für solche Tändeleien wohl zum Sinnen dienst erkaufen kann, nicht aber begehrt, um die Würde des häuslichen Lebens zu erhöhen.

Nach vollzogener Ehe stand die junge Frau selbstständig dem Haushalte vor und lehrte für dessen Wohl all ihre Kräfte, Mühen und Sorgen ein.

Nicht etwa dienstharen Händen überließ sie das allein, sondern auch die reichsten, edelsten Frauen setzten höchsten Stolz und ihre Ehre darin, diesen ungemessenen Berufskreis, wenn auch unter dienender Beihilfe, selbst zu erfüllen; eine Sitte, deren sich noch bis tief in's Mittelalter auch hochgeachtete deutsche Fürstinnen bei Spin- del und Webstuhl unterzogen.

Die ersten Jahre der Erziehung ihrer Kinder verlebten ebenfalls der Frau, und da sorgte sie frühzeitig für kräftige Körperentwicklung.

Unlere Vorfahren verlangten von einem Manne körperliche Kraft, Geschicklichkeit in Führung der Waffen, Liebe zur Freiheit, Tapferkeit zum Schutze des Hauses, der Heimath und des Vaterlandes unter Verachtung jeder Todesgefahr.

Dies bei ihren Söhnen zu erreichen, trachtete die Mutter schon in frühesten Erziehung, und sie haben es wohl verstanden, solche Männer aufzuziehen, die später im Besitze jener Eigenschaften die Bewunderung der weltgehenden Römer in so hohem Grade hervorriefen. Dafür ward den Müttern auch die Achtung und Verehrung ihres deutschen Volkes in hohem Maße zu Theil.

Aber nicht bloß durch ihre Schönheit und großen häuslichen Tugenden erwarben sich die altdeutschen Frauen die Verehrung ihrer Männer, wie die Bewunderung des Auslandes, sondern auch durch ihre hochherzige Vaterlandsliebe, durch ihren unerschütterlichen Freiheitsinn.

So oft es Rath und Gelegenheit für sich brachte, diese zu bekämpfenden für Wohl und Ehre der Ihren und der Heimath einzutreten, finden wir die Frauen in bewunderungswürdiger Art und Weise mit den Männern im Weltkriege. Selbst auf entfern- testen beschwerlichen Kriegszügen waren sie mit den Kindern ungetrennte Begleiterinnen der Männer und, wie die Römer bezeugen, vorzüglichste Triebfedern ihrer Tapferkeit, heiligste Zeugen und wärmste Lobredner ihrer Heldenthaten. Zugleich die allein Heilbringenden, pflegten die Frauen die Verwundeten und Kranken. Selbst im wilden Gedränge des Kampfes mischten sich Mütter, Frauen und Töchter in die Reihen der Streitenden, sie zu erfrischen, zu ermuntern, sie zu erfrischen, zu ermuntern, sie öfters kosteten sie, männlich gerüstet, neben den Männern, wie denn die Römer unter den Töbten auf den Schlachtfeldern solche Heldinnen fanden, die im Kampfe für ihr Vaterland gefallen waren. Nicht selten kam es vor, daß, wenn die Männer von der Uebermacht zurückgedrängt wurden, die Frauen durch ihre Mahnungen den sinkenden Muth wieder hoben, die Wankenden zurückführten und in der Wagenburg, die jedes deutsche Heer aufstellte, sich auf Tod und Leben so erfolgreich vertheidigten, daß die Römer ihnen fast den Preis der Tapferkeit von den Männern zugestanden.

Diese heldenmüthige Tapferkeit, diesen hochherzigen Freiheitsinn der Frauen zu erfahren, hatten die Römer blutige Gelegenheit bei den Cimbern und Teutonen, bei den Katten, Alamanen und Sigambren.

Ewig dankwürdig ist das erhabene Beispiel jener edlen Frauen dem finstern Marius, Sieger über Cimbern und Teutonen, gegenüber. Sie waren vom Schwert verschont geblieben, wollten sich aber nicht anders an den Sieger ergehen, als unter der Bedingung, daß sie nicht nach Römersitte als Sklavinnen verkauft würden; daß ihre Sittsamkeit ungeschädigt bliebe; daß man sie vielmehr dem Dienste der Besta oder einer ähnlichen jungfräulichen Göttin weihen möge, da sie unverbrüchlich die Gebote der Vestalinnen halten würden. Der gefühlvolle Marius aber schlug dies Verlangen ab und bestand auf bedingungsloser Unterwerfung. Da weiheten sie sich und

ihre Kinder freiwillig dem Tode, den sie sich gegenwärtig gaben.

Das Gleiche wird von Frauen der Katten und Alamanen berichtet, als der römische Kaiser Antonin dieselben in gleichem Falle fragen ließ, ob sie lieber sterben oder als Sklavinnen weihen verkauft werden. Einmüthig wählten sie den Tod.

Dieser Freiheitsinn und Heldemuth in Verbindung mit den anderen häuslichen Tugenden war es, was den altdeutschen Frauen die Hochachtung und Verehrung ihrer Männer erwarb und erhielt, die, selbst im Besitze solcher Tugenden, sie auch am besten zu schätzen mußten.

Als Beweis, wie weit diese Verehrung ging, dient, daß Frauen wie Jungfrauen zum Dienst an den gefestigten Mären der Götter gewürdigt und ihnen sogar der Zutritt zu den inneren religiösen Geheimnissen der Priester und Weisen des Volkes gestattet war; während so viel andere edle Völker das Frauengeschlecht, als unrein, vom Dienst der Gottheit, vom Zutritt der heiligen Orte, der Theilnahme an gottesdienstlichen Handlungen und Feiertlichkeiten ausgeschlossen hielten.

Diese Gleichberechtigung beim Gottesdienste konnte doch nur geschehen unter der sicheren Voraussetzung ihrer vollkommener Ehrbarkeit, Verschwiegenheit, Heiligkeit und Fähigkeit, zu höherer Erkenntniß menschlicher und göttlicher Gegenstände sich aufzuschwingen. Und in der That hatten unsere Vorfahren von diesen Geistesvorzügen ihrer Frauen und Töchter einen so hohen Begriff, daß sie ihnen sogar eine gewisse Heiligkeit, eine besondere Anlage zur näheren Verbindung mit der Gottheit und der daraus entspringenden Gabe der Weissagung beimessen. So erbrnen sie weise oder weisagende Jungfrauen fast in göttlicher Art, wie denn vor und zu Tacitus Zeiten Velleda und Arminia hochgeachtete waren. Zu ihnen kamen ganze Völkerstämme, um von ihnen ihre Streitigkeiten unter einander schlichten oder größere Unternehmungen bestimmen zu lassen. Selbst bei weiten Heereszügen begleiteten die Krieger gefeierte Prophetinnen, in deren Ausprüchen man den Willen der Götter erlah und denen man willig gehorchte; wie denn der Suedenkönig Ariovist eine Schlacht aus dem Grunde vermied, weil die weissagenden Frauen ihm vor Neumond, als unheilbringend, davon abriethen.

Im Besitze dieser Hochachtung und Verehrung waren denn auch die Frauen und Jungfrauen nicht von öffentlichen Festen, wichtigen Verhandlungen ausgeschlossen; sie wurden vielmehr öfters zu Vorgesetzten dabei gewählt, in bedeutenden Angelegenheiten um Rath befragt, sogar Fürsten und Edlen als Richterinnen beigegeben, selbst zu Schiedsrichtern zwischen Fürsten und Völkern genommen, wobei sie unparteiisch, dem Rechte gemäß, selbst gegen ihre Gatten und Verwandten, für den Gegner entschieden.

Dieser altdeutsche Brauch zieht sich noch tief in's Mittelalter hinein, wo Fürstinnen und edle Frauen, die wegen ihrer Weisheit und Gerechtigkeitsliebe bekannt waren, nicht nur bei Turnieren zur Ehrenpreisvertheilung, sondern auch in vielen anderen wichtigen Angelegenheiten zu Schiedsrichtern erwählt wurden.

Bei diesem ungemein hoch ausgebildeten Frauenaltum ist es natürlich, daß auf Verleumdungen und Vergehen gegen sie auch harte Strafen gesetzt waren. Wer, um nur Einiges zu nennen, eine Frau, die Mutter war und noch werden konnte, tödtete, erhielt eine zwei- bis dreimal höhere Strafe, als wer einen freien Mann erschlagen hatte. Wer eine Frau „schlechte Person“ nannte, hatte fast so viel Buße zu leisten, als wenn er einen freien Mann erschlug. Wer einer freien Frau die Hand oder den Finger gegen ihren Willen entblöhte oder nur berührte, verfiel in eine Strafe von fünfzehn Schilling, so viel, als ob er einem freien Mann den Mittelfinger abgehauen hätte; berührte er den Arm, so waren dreißig Schilling zu erkaufen, als ob der Buße für den verstümmelten Daumen eines freien Mannes.

Auf die hier dargelegten edlen Eigenschaften altgermanischer Frauen können wir mit um so größerem Stolz zurückschauen, als sie, wie wir schon Eingangs sagten, gänzlich von ihren Gegnern, den Römern, selbst zugegeben und anerkannt worden sind.

Hat sich nun im Laufe der Zeit, durch fast zweitausend Jahre, so Vieles geändert, ist die Kultur eine höhere geworden, haben sich sociale und staatliche Verhältnisse ganz anders gestaltet, so sind doch im Großen und Ganzen die edlen Eigenschaften jener altgermanischen Frauen noch auf die unserigen von heute vererbt.

Schönheit, Güte, Sittsamkeit und Häuslichkeit dürfen wir auch heute noch den deutschen Frauen nachrühmen — möge denn dies schöne Erbtheil unserer von den Römern so bewunderten Vorfahren fort und fort unvermindert denselben erhalten bleiben!

## Astronomie.

Lude war in der Urania und hält seinem Freunde Gde einen Vortrag über das Geleerte: „Siehe, der Mond ist'n jung abgestorbener Weltkörper; feene Lust, feen Wasser, feen Baum, feen Strauch, feen lebendiges Wesen, überhaupt nicht.“ „Na, denn ist er doch ja'n überflüssig.“ „Ja, der habe ich doch schon gesagt — aber wo soll er hin?“

## Eine historische Schredenstammer.

In den Sammlungen fast aller Hauptstädte gibt es bestimmte Räume, die man volkstümlich mit dem Namen „Schredenstammer“ bezeichnet, und die an die Herzen der Besucher einige Ansprüche stellen. Bei vielen ist's nur Resame, und wenn man z. B. das Berliner Panoptikum besucht oder wenn man in den niederländischen Städten reist, wo es Wachsfigurkabinette und historische Sammlungen gibt, stammt einer von der Thür eines bestimmten Raumes die Inschrift entgegen: „Schredenstammer, nur für Reventanten.“ Die Geisteskräften gehen dann natürlich zuerst hinein. Die Ausbeute ist gewöhnlich ein Hentersblod und Folterinstrumente oder die Wachsbahüsse berühmter Mörder. Ernsthafter sind historische Ueberbleibsel, die wirklich die Andenken ungewöhnlich dramatischer Vorgänge sind. Diese finden sich natürlich am zahlreichsten bei dem Volke, das die dramatischste Geschichte von Europa hat, bei den Franzosen. In den Pariser Archives Nationales, die an sich eine höchst bemerkenswerthe Sammlung sind, gibt's einen Nebenraum, der nur wenigen Auserwählten und nur auf Ansuchen sichtbar ist; er führt wegen der darin enthaltenen Gegenstände ausdrücklich den Namen: Das Schredenstammer (Musée des Horreurs). Die große, dem Publikum zugängliche Museumsammlung selbst enthält schon ergreifende Dokumente genug. An blutbefleckten Briefen, an Briefen, deren Schriftzüge die Angst und die Qual furchbarer Augenblicke verrathen, ist kein Mangel. So liegt man mit bewegtem Herzen die letzten Briefe, welche die Girondisten Barbarour und Bayot schrieben, bevor sie die Guillotine bestiegen. Das Testament Ludwigs des Sechzehnten von seiner eigenen Hand geschrieben, ein angeblich letzter Wille Antoinettes (nicht unterzeichnet) liegen hier wohl verpackt hinter Glas und Rahmen. Eine der brutalsten Missethaten der französischen Revolution offenbart sich in den Verböden des kleinen Dauphins im Temple, die er selbst hat unterschreiben müssen, und die man hier sehen kann. Als rächende Erinnerung steht im Hintergrunde dieses Raumes der elegante Tisch, auf dem man Robespierre am Morgen des 10. Thermidor niederlegte, als er besiegelt, blutend und die Verurtheilung erwartend, in die Tuilerien zurückgeschleppt wurde; er entkam dem gewöhnlichen Sitzungssaal des Wohlfahrtsauschusses. Die Autographen bekannter Persönlichkeiten der Revolution wie Danton's, Siemes', Charlotte Cordays und anderer sind zahlreich. Der jüngste Historiker wird mit dem größten Interesse die zahlreichen Tagesbefehle, Briefe und Citelle Napoleons studiren, die in einem Saale die Glasfästen füllen. Der Kaiser hatte bekanntlich eine bis zur Unfehlbarkeit verzerzte Handschrift und eine durchaus nicht torrende Rechtschreibung, so daß die historische Anecdote wahr sein könnte, die behauptet, er sei bei Waterloo geschlagen worden, weil der Marschall Grouchy einen von ihm selbst in Eile hingetragenen Befehl falsch gelesen habe. Die meisten späteren Erlasse sind nur noch mit dem bekannten „Nap“ unterzeichnet. Aber unser Museum spart seine Effekte auf, und wenn wir die stärksten haben wollen, müssen wir in das eigentliche Musée des Horreurs eintreten. Hier sind wirklich die Messer oder Dolche zu sehen, mit denen sich einige Deputirte des Konvents umbrachten, um der Guillotine zu entgehen; hier ist auch der Dolch, mit dem Louvel im Jahre 1820 den Herzog von Berry beim Ausgang aus der Kamischen Oper (heute befindet sich an deren Stelle der Square Louvois) ermordete. Die starke Klinge ist an einem Holzstift befestigt, der in seiner ganzen Länge gefaltet ist. Die Könige niemals ein beglücktes Leben in Paris geführt haben, beweisen andere Dokumente von Mordanschlägen auf sie, die die Republik mit einer gewissen Pietät gesammelt hat. Von Fieschis Höllemaschine, mit der der König Ludwig Philipp (1835) tödten wollte, sind einige Ueberreste da; sie lassen die zerstörnde Wirkung der Maschine, die bekanntlich eine große Menge Menschen tödtete, nur das eigentliche Opfer nicht, deutlich erkennen. Von Damiens der Ludwig dem Fünfzehnten am 5. Januar 1757 einen ziemlich unbedeutenden Messerstoß verfehlte, und für denselben eine schauerhafte Weise hingerichtet wurde (er wurde nach der Folterung lebendig geviertheilt), ist das abgenutzte Kleid zu sehen, das er am Tage des Anschlags trug. Daß man diese Gegenstände der banalen Neugier entzieht, hat vielleicht einen psychologischen Grund: man nennt die Suggestion, die die Werkzeuge politischer Verbrechen auf Naturen von schwachem Geist, aber viel Phantasie ausüben. Es ist darum auch, wenn Schredenstammern dieser Art nur der kühnen Neugier von Historikern geöffnet sind, deren Ergeiß, selbst Geschichte zu machen, meist in engen Grenzen bleibt.

Ein Menschfreund.  
Beimirth: „So! Jetzt noch 'n paar tüchtige Kannen Wasser in den Wein! Denn ich bin auch gegen den Alkohol!“

Im Kreislauf.  
Alice: „Du, sag' mal, früher bleibst Du doch Flöte, aber jetzt höre ich Die niemals mehr musizieren. Was hast Du denn mit der Flöte gemacht?“  
Bella: „Die habe ich verflöbert.“  
Alice: „Na, und das Silber?“  
Bella: „Das ist bereits wieder flöten gegangen.“

Optimist: „Laf den Muth nicht sinken, alter Freund, eines Morgens wirst Du aufwachen und berühmt sein.“  
Bestimmist: „Ach wette, daß ich mich gerade an dem Morgen verschlafen werde.“

Der Vörie angefaßt.  
„Hören Sie, Herr Schledermaul, was ist denn Ihre Leibspeise?“  
„Anfangs des Monats Forellen in Butterauce, Mitte des Monats Erbsuppe mit Leberwurst und am Ende des Monats Hering mit Kartoffeln in der Schale.“

Auch ein Segen.  
A.: „Ein Kind ist ein Segen in der Ehe!“  
B.: „Ein großer Segen; seit wir ein Kind haben, hat meine Frau nicht mehr Zeit, Klavier zu spielen!“

D wach!  
Sie drehen: „Wie? — Theuer finden Sie diesen Wein — Sie wissen wohl nicht, daß ich daran zulebe?“  
Gast: „Ja freilich, pro Flasche ein Viertel Liter Wasser.“

Durch die Blume.  
Gast (der in einem Local im Sommer sehr warmes Bier bekommt): „Herr Wirth, haben Sie außer dem Bier noch andere warme Getränke?“

Schönte Bekrenztheit.  
Ein Garderobe giebt im Theater seine Garderobe ab und erhält eine Garderobemarle No. 1618. Er kennt seine Vergeßlichkeit und prüft sich für den Fall, daß er die Marke nachher nicht mehr finden sollte, ein: 1618. Beginn des 30jährigen Krieges. Nach Schluß der Vorstellung findet der Professor seine Garderobe nicht und läuft verzweifelt durch den Foyer umher: „Wann sind doch eigentlich der 7jährige Krieg an?“

In guter Laune.  
Bettler, zum Herren, der ihm beim Herauskommen aus dem Bahnhof einen Quartier schenkt: „Gott lob'n's! Ihnen tausendmal, lieber Herr... Sie haben gewiß die Frau Schniegermutter nach der Bahn gebracht?“

Im Restaurant.  
Gast: „Der Mann, der das Huhn geschlachtet hat, muß ein sehr weiches Derg gehabt haben.“  
Kellner: „Wieso?“  
Gast: „Weil er sich 4-5 Jahre bekommen hat, ehe er sich entschloß, es zu tödten.“

Wirkungen von Gemüthsstimmungen.  
„Halten Sie es für möglich, daß man durch eine Gemüthsaffektion plötzlich graue Haare bekommt?“  
„Gewiß, auf diesem Gebiete passieren die merkwürdigsten Sachen. Ich selbst kannte in Wien eine brünette Dame, die in Folge einer großen Freude in einer Nacht blond wurde.“

Im Spielklub.  
„Hören Sie, der neu eingeführte Baron macht aber keinen sehr sympathischen Eindruck.“  
„O, den müssen Sie erst kennen lernen; bei näherer Bekanntschaft gewinnt er.“

Aus dem Gekleid.  
1. Freundin: „Liebt Du auch gern Märchen?“  
2. Freundin: „Nein, ich höre genug Märchen, wenn mein Mann Abends spät nach Hause kommt.“

## Auch ein Künstler.

Ein verwöhntes Fräulein läßt den Arzt kommen; derselbe findet absolut keine Krankheit.  
Fräulein: „Aber, Herr Doktor, so oft ich Romane lese, bekomme ich immer eine Gänsehaut.“  
Arzt: „Dann geben Sie nur Acht, mein Fräulein, daß Ihnen nicht noch Federn wachsen.“

## Ein häßlicher Arzt.

„Lasse Dir doch die Haare schneiden — Junge — es ist häßlich!“  
Arzt: „Dann geben Sie nur Acht, mein Fräulein, daß Ihnen nicht noch Federn wachsen.“

